Der Fall Richter.

Wenn nicht die Fahrt nach Agadir mit allen ihren erfreulichen (und nun weniger erfreulichen) Folgeerscheinungen in diesem Sommer alles Interesse für sich beansprucht hätte, so wäre der Fall des Ingenieurs Richter wahrscheinlich nicht so lang- und klanglos in der Registratur des deutschen Konsulats in Saloniki untergetaucht. Man hätte hier und da vielleicht doch Zeit zu der nachdenklichen Frage gefunden, wie es kommt, daß ein deutscher Untertan von einer türkischen Räuberbande auf türkischem Gebiet aufgehoben und dann einfach nach Gefallen durch unwirtsame Gebirgsgegenden geschleift werden kann, ohne daß etwas Nachdrückliches geschieht, um

seine Befreiung zu erwirken.

Und so ist es kein Wunder, wenn ausländische Zeitungen erklären, daß die Türkei in diesem Falle sich nicht beeilen brauche, da die deutsche Regierung unter allen Umständen die Jungtürken bei guter Laune sehen wolle, um gute Handelsbeziehungen mit ihrem Lande unterhalten zu können. Zwei Monate ist es jetzt her, seit aus Saloniki die Kunde kam, der Jenenser Ingenieur Richter, der im Auftrage einer geographischen Gesellschaft das unwirtliche Olympgebirge an der griechisch-türkischen Grenze durchquerte, sei von türkischen Räubern gefangen genommen und

in Lebensgefahr,

falls nicht ein hohes Lösegeld für ihn gezahlt würde. Was tat man nun in der Türkei, wo man seit Abd ul Hamids Sturz angeblich bemüht ist, ein modernes Staatswesen zu schaffen und auch dem Räuberwesen energisch zu steuern? Man erklärte stolz: „Für Richter keinen Para, denn er ist ohne genügend Bedeckung gereist und außerdem haben wir selber zwei unsrer besten Gendarmen dabei eingebüßt." Da tauchen denn doch eine ganze Anzahl von Fragen auf, die in der deutschen Presse mit allem Nachdruck erhoben sein würden, wenn eben nicht aller Blicke wie elektrisiert nach Agadir gerichtet gewesen wären. Oder hat etwa gar eine Zuschrift der ‚Berliner Morgenpost' recht, die aus Konstantinopels deutscher Kolonie stammt, und in der es heißt, daß Mitarbeiter angesehener deutscher Blätter in Konstantinopel erklärt hätten, im Falle Richter müsse irgend

ein hochamtliches Ersuchen

an die Redaktionen ergangen sein, weil alle Berichte in Deutschland gestirzt oder gar nicht erscheinen. Die Regierung wird jetzt wohl oder übel zu dieser Darstellung das Wort ergreifen müssen, wenn sie nicht auf dem Standpunkt jenes Türkenblattes steht, das sofort nach Bekanntwerden der Entführung Richters erklärte: „Er hätte ja nicht dahin gehen brauchen." Darauf ist zu erwidern, daß es Aufgabe der türkischen Regierung ist, entweder die Reisenden zu warnen, oder ihnen unter allen Umständen eine genügende Bedeckung mitzugeben. Das ist versäumt worden. Macht man sich aber hierzulande diese merkwürdige Auffassung zu eigen, dann ergeben sich daraus

recht eigenartige Folgerungen.

Dann muß es nämlich im Interesse ihrer Sicherheit deutschen Landeskindern verboten werden, in die pestdurchseuchten Gegenden Indiens und Chinas zu reisen, dann muß es deutschem Forscherdrange, der bisher unerreicht in der Welt stand, künftig versagt sein, auf dem Erdball Stellen aufzusuchen, wohin noch keines Menschen Fuß kam, dann muß unsre Afrikawie jede andre Forschung ruhen, da wir selbst unsre Landeskinder nach dem Beispiel Richters für vogelfrei erklären. Es will tatsächlich scheinen, als ob der Fall Richter einen wesentlich schwereren Ehrenpunkt enthielte als der Fall Agadir, und es wäre an der Zeit, daß die Regierung eine Darstellung der Sachlage gibt, die die ernste Sorge verscheucht, als wäre diesseits nicht alles geschehen, um der

türkischen Nachlässigkeit

mit Energie zu begegnen. Es bleibt immer noch die Klärung des Rätsels übrig, warum die deutsche Regierung nicht zunächst das verlangte Lösegeld angewiesen hat, um nach der Rettung des Bedrängten es auf diplomatischem Wege zurückzufordern. Daß aber ein deutscher Staatsbürger wenige Meilen von der Straße, die zu zivilisierten Menschen führt, entfernt, aufgehoben und vielleicht, weil er kein Lösegeld beibringen kann, hingemordet wird, ist so ungeheuerlich, daß auch die vorteilhaften Handelsverträge mit der Türkei diese Tatsache nicht verklärt erscheinen lassen würden. Die türkische Regierung hat zu dem Fall gesprochen, man muß nun abwarten, daß auch die deutsche bald eine erschöpfende Auskunft gibt. M. A. D.

Der französische Kongo.

Ein Leser der ‚Voss. Ztg.' stellt ihr einen an ihn gerichteten Brief eines wissenschaftlichen Mitgliedes der gegenwärtig in Afrika reisenden „Innerafrikanischen Expedition" des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg zur Verfügung. Aus dem französischen Kongo soll ein Stück, wie von verschiedenen Seiten unwidersprochen berichtet wurde, als Marokko-Entschädigung für Deutschland herausgeschnitten werden. Man hat daher allen Anlaß, nähere Mitteilungen über jenes Land mit Dank entgegenzunehmen. Der Brief, von dem hier die Rede ist, wurde am 18. März d. Js. geschrieben, als es noch keinen Agadir-Konflikt und keine Verhandlungen gab. Das Datum selbst bietet deshalb Gewähr für volle Vorurteilslosigkeit. Viel Gutes wird in dem Schreiben nicht erzählt; im Gegenteil, was man darin vernimmt, ist wenig erfreulich. Es heißt nämlich darin: „Mit den

wissenschaftlichen Ergebnissen

dieser Reise bin ich, soweit ich dabei in Frage kam, zufrieden. In jeder andern Hinsicht war sie bis jetzt eine große Enttäuschung. Der „Congo français" ist zweifellos die traurigste französische Kolonie, d. h. arm und landschaftlich reizlos, erst zum kleinen Teil unterworfen und sehr mangelhaft verwaltet. Wir stoßen Schritt um Schritt auf Schwierigkeiten. Die Zeit unsrer Reise war schlecht gewählt, und die Kämpfe in Wadai und Dar Konti zwangen uns, stets in der Nähe der großen Verkehrsadern (Ubangi—Schari—Tiab) zu bleiben. Und selbst da hatten wir alle Mühe, Träger zu bekommen und unsre Leute zu ernähren. Die Folge war, daß wir stets getrennt reisen mußten. Der Herzog ist des unaufhörlichen Ärgers und der Schwierigkeiten überdrüssig und wird mit dem Gros der Expedition von Tiab über den Benue-Niger im August nach Hause gehen. (Den Weg hat der Herzog inzwischen eingeschlagen.) Nur der Oberleutnant v. Wien und ich werden versuchen, den Nil zu erreichen. Ich befinde mich jetzt auf dem Wege von Schari zum Ubangi." — Kann man sich wundern, wenn wir auf solches Entschädigungsobjekt keinen Wert legen?

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Wie verlautet, hat Kaiser Wilhelm den Wunsch ausgesprochen, daß bei den diesjährigen Kaisermanövern so viel Flieger als möglich mit ihren Apparaten anwesend sein möchten. Es handelt sich dabei um eine freiwillige Teilnahme. Man glaubt, daß vier oder fünf Luftschiffer dieser Einladung Folge leisten werden.

* Kaiser Wilhelm wohnt am 12. d. Mts. in Homburg v. d. H. der Enthüllung einer Gedenktafel für den verstorbenen König Eduard von England bei.

* Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder Kaiser Wilhelms, erlitt auf der Rückfahrt von Hoek van Holland nach Kiel einen Automobilunfall. Während der Prinz den Wagen, den er während der Prinz-Heinrich-Fahrt geführt hatte, steuerte, mußte er einem entgegenkommenden Wagen ausweichen und dabei den Sommerweg der Chaussee benutzen. Beim Ausweichen geriet das Automobil ins Schleudern und prallte gegen einen Baum. Der Chauffeur wurde herausgeschleudert und erlitt schwere, der Begleiter des Prinzen, Korvettenkapitän v. Usedom, der ebenfalls herausgeschleudert wurde, erlitt leichtere Verletzungen. Prinz Heinrich blieb unverletzt.

* Halbamtlichen Mitteilungen zufolge steht eine neue Unterredung zwischen dem Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter und dem französischen Botschafter Cambon unmittelbar bevor. In deren Verlauf wird der französische Diplomat den Vorschlag seiner Regierung, der deutsche Staatsmann die abgeänderten Ansprüche Deutschlands vorlegen. Man erwartet, daß die Aussprache den noch bestehenden Meinungsunterschied beseitigen wird. Man hört hier zum ersten Male, daß Deutschland im Laufe der Verhandlungen (unter dem Druck Englands?) seine Ansprüche abgeändert, soll heißen herabgemindert hat. Die Schwarzseher, die aus mancherlei Anzeichen schließen, daß die Fahrt nach Agadir ebensowenig wie die nach Tanger und Algeciras ein Triumph unsrer Marokkopolitik werden wird, scheinen also recht zu behalten.

* Neuerdings beschäftigt sich die Reichspostverwaltung mit der Ausbildung zweier technischer Systeme, durch die der Fernsprechbetrieb verbessert und die Ausgabe für neue Leitungen herabgemindert werden soll. Es handelt sich darum, die kostspieligen Fernsprechleitungen besser auszunutzen, indem man durch geeignete Schaltungen und Hilfsapparate ermöglicht, daß auf einem und demselben Draht mehrere Gespräche auf einmal oder auch gleichzeitig Gespräche und Telegramme, selbstverständlich ohne gegenseitige Störung, abgewickelt werden können. Die angestellten Versuche haben zu einem vortrefflichen Ergebnis geführt.

* Von der im Reichsstempelgesetz vorgeschriebenen Abgabe für Grundstücksübertragungen sind nach dem Tarife befreit Überlassungsverträge zwischen Eltern und Kindern oder deren Abkömmlingen. Diese Befreiung gilt nach einer Entscheidung des Reichskanzlers (Reichsschatzamt) für alle Verträge, die die Übertragung von Grundstücken von Eltern an Kinder oder deren Abkömmlinge betreffen, gleichviel ob diese Verträge sich als ein vorweggenommener Erbgang darstellen oder nicht.

Frankreich.

* Der statistische Ausweis über das Sparkassenwesen des Jahres 1909, der jetzt vom Arbeitsminister dem Präsidenten der Republik übermittelt worden ist, zeigt ein bedeutendes Anwachsen der Einlagen. Das in den Sparkassen untergebrachte Kapital beträgt nicht weniger als 3 Milliarden 883 Millionen, die Zahl der Einleger beträgt 8 116 270. Fünf Millionen dieses Sparkapitals haben zum Bau billiger Arbeiterwohnungen gedient.

England.

* Nachdem die Regierungsvorlage, die Beschränkung der Rechte des Oberhauses herbeizuführen bezweckt, im Unterhause mit 365 gegen 264 Stimmen abermals angenommen worden ist, scheint das Schicksal der Lords, die für ihre Rechte mannhaft gestritten haben, besiegelt zu sein. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann die Verfassungsänderung endgültig durchgeführt wird.

Asien.

* Im japanischen Parlament war von Regierungsgegnern ein Antrag eingebracht worden, der Minister des Äußeren möge erklären, aus welchem Grunde die Regierung nicht mit den Ver. Staaten einen Schiedsgerichtsvertrag abgeschlossen habe, wie es Japan angeboten worden sei. Das Ministerium hat es aus Gründen der Staatssicherheit abgelehnt, über diesen Antrag im Parlament zu verhandeln.

* Auf die Note der persischen Regierung, in der gegen Rußland der Vorwurf erhoben wird, es habe entgegen seinem Versprechen auf den abgesetzten Schah Mohammed Ali kein wachsames Auge gehabt und somit seinen bewaffneten Einfall in das Land ermöglicht, ist jetzt von Petersburg in sehr heftigen Worten geantwortet worden. Die russische Regierung erklärt, Persien sei für die Entwicklung der Dinge allein verantwortlich, da seine Regierung in den verflossenen zwei Jahren nichts getan habe, die Lage im Innern zu bessern. — Rußland wird also dem heimkehrenden Schah keine Schwierigkeiten machen. Nach unbeglaubigten Gerüchten soll dessen Anhang übrigens nicht weit von der Hauptstadt Teheran einen Sieg über die Regierungstruppen errungen haben.

58. deutscher Katholikentag.

Auf dem in Mainz zusammengetretenen 58. deutschen Katholikentag hielt der Reichstagsabgeordnete Trimborn einen Vortrag über die soziale Lage und führte aus: Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schwebte als erstrebenswertes Ziel den damaligen Nationalökonomen möglichste Freiheit des Einzelmenschen vor. Dadurch war der Übermacht des Kapitals freie Bahn zur Ausbeutung der Arbeit geschaffen. Da mußte eine Gegenströmung einsetzen. Die Notwendigkeit eines solchen Umschwunges hat im katholischen Lager keiner klarer erfaßt und wirkungsvoller vertreten, als Bischof v. Ketteler. Er ist der Herold eines neuen sozialen Ideals. Die Nachfolger Kettelers stellten dem Einzel-Interesse das Standes-Interesse entgegen. Die Standes-Organisation hat auf allen Gebieten eingriffen und Großartiges in den Handwerkervereinen, in der Arbeiterbewegung, in der Organisation des Kaufmannsstandes und der Beamten geleistet, an der auch wir Katholiken hervorragend beteiligt waren. So haben die Katholiken auf allen Gebieten mitgetan, viele in führender Stellung, mancher als Bahnbrecher. Die Sozialpolitik hat den modernen Staat erst zu dem gemacht, was er ist. Ihr verdankt er seinen Ruhm, seinen Namen. Sie ist ein wichtiges nationales Werk und an diesem war der katholische Volksteil hervorragend beteiligt. (Lebh. Beifall.) Es gibt kein neueres sozialpolitisches Gesetz, an dessen Zustandekommen die parlamentarische Vertretung des katholischen Volksteiles nicht mit voller Hingabe gearbeitet hat. Nicht wenige dieser Gesetze tragen den Stempel ihrer Arbeit an der Stirn. An die Stelle der zersplitterten Krankenfürsorge ist für über 15 Millionen, also mehr als die Hälfte sämtlicher Erwerbstätigen, der Versicherungszwang gegen Krankheit und Invalidität getreten. Man sagt, die gesetzliche Sozialpolitik habe die Versöhnung der Gegensätze zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern nicht erreicht. Allerdings ist die Standesorganisation der Arbeiter durch die sozialpolitische Gesetzgebung kampffähiger geworden. Aber die Zahl der Einzelkämpfe hat sich nicht vermehrt, im Gegenteil, man sucht den Weg friedlicher Verständigung, einigt sich in Tarifverträgen, und so gebiert der wirtschaftliche Kampf den Frieden. Die Verhältnisse in der Hausindustrie verlangen gebieterisch ein Eingreifen, die Pensionsversicherung der Privatangestellten muß zustandekommen. Immer dringender wird das große Problem der Wohnungsfrage. Vor allem gilt es, Erziehungsarbeit zu leisten. Die Parole muß weiter lauten: Staatsbürgerliche Aufrüstung, nicht bloß über das Standesinteresse, auch die Stellung des einzelnen Standes im Volksganzen. Dann wird man auch Verständnis finden für die große Bedeutung einer Steuerreform. Wir wollen aber auch im Sozialinteresse dienen durch religiös-sittliche Erneuerung und Erstarkung des Volkes. Wäre Ketteler unter uns, er würde mit all dem Ernst und all der Wärme, deren seine gewaltige Persönlichkeit fähig, uns zugerufen: „Bleibt einig, einig, einig!"

Heer und Flotte.

— Am Mittwoch fanden vor dem Kaiser große kriegsmäßige Gefechtsübungen der gesamten Garnison Kassel statt, zu der auch Truppen aus Göttingen, Arolsen, das Pionier-Bataillon aus Münden und das Jäger-Bataillon aus Marburg sowie eine Abteilung des Feldartillerie-Regiments aus Fritzlar zugezogen waren.

— Das auf der Kaiserlichen Werft neuerbaute Unterseeboot „U 12", ein verbesserter Typ, machte in der Danziger Bucht die ersten, vorzüglich verlaufenen Probefahrten.

Gisela Farkas.

1) Ein Künstlerroman von Egon Wächter.*)

Um die grauen Mauern des einsam gelegenen Schlosses wallten die herbstlichen Abendnebel. Über dem stolzen Sandsteinbau lag majestätische Ruhe. Nur hinter einem Fenster des ersten Stockwerkes war ab und zu ein Schatten sichtbar, der Kunde davon gab, daß das Leben in dem uralten Herrensitz nicht erloschen war. Da oben aber war ein schlimmer Gast eingekehrt — der Freiherr von Holger-Landstedt rang seit drei Tagen mit dem Tode.

An seinem Bette saßen eine fromme Schwester, seine Tochter Gisela und der Arzt, der schon seit Wochen im Schlosse Wohnung genommen hatte.

In dem weiten Raum, dem eine umhüllte Lampe nur spärliches Licht spendete, herrschte tiefes Schweigen. Die Augen des jungen Mädchens, das in hilfloser Furcht dem Verhängnis entgegensah, hingen an dem Antlitz des Greises, der ab und zu aus seinem unruhigen Halbschlummer aufstöhnte. Plötzlich öffnete der Freiherr die Augen. Suchend blickte er in dem halbdunkeln Zimmer umher:

„Ist er noch nicht da?" stieß er mühsam hervor.

Gisela nahm seine feuchte Hand in die ihre.

„Vater," bat sie leise, „rege dich nicht auf, Luk wird jeden Augenblick kommen."

Über die bleichen Züge des Freiherrn glitt ein Lächeln, gleich einem verirrten Sonnenstrahl. Er lehnte das Haupt wieder in die Kissen zurück und schloß aufs neue die Augen.

Von der Allee, die in weitem Bogen aus der Stadt zum Schlosse führte, klang der gleichmäßige Trab von Pferden.

Der Arzt erhob sich vorsichtig und machte Gisela ein Zeichen.

Sie nickte, daß sie ihn verstanden habe und ging leise hinaus.

Im Vestibül rief sie den Diener und trat mit ihm hinaus auf die Schloßrampe, die jetzt im Dunkel des sinkenden Herbstabends lag.

Wenige Minuten später stand der elegante Wagen vor dem Schloßtor.

„Luk!" rief das junge Mädchen dem Manne entgegen, aber weitere Begrüßungsworte erstarben ihr auf der Zunge, als sie gewahrte, daß der Angeredete einer Dame aus dem Wagen half.

„Ist hier denn kein Licht?" fragte die Dame mit schneidender Stimme.

Gisela ging auf sie zu und bot ihr die Hand.

„Guten Abend, Gräfin Hohenegg," sagte sie und ihre Stimme klang anders als bei der Begrüßung des jungen Mannes.

Die Gräfin berührte flüchtig mit den Fingerspitzen die dargebotene Hand.

„Was macht mein armer Vetter, treffen wir ihn noch lebend an, um seinen letzten Willen zu vernehmen?"

Luk von Hohenegg empfand das Unpassende dieser Frage genau so wie Gisela. Er wandte sich ab, um seinen Unmut der Mutter zu verbergen.

Gisela unterdrückte eine herbe Antwort. Sie nickte nur.

Als der Diener den Herrschaften die Garderobe abgenommen hatte, entzündete Gisela eine Wachskerze, und sich an die Gräfin wendend, sagte sie mit einer Bestimmtheit, die sonst ihrem Wesen fremd war:

„Gräfin Hohenegg, Sie wollen sich hier unten im Salon gedulden —"

„Wie?" unterbrach sie die Gräfin, aber Gisela fuhr unbeirrt fort:

„Mein Vater hat nicht den Wunsch ausgesprochen, Sie zu sehen. Ich muß daher erst die Zustimmung des Arztes einfordern, ob ich Sie in das Krankenzimmer führen darf. Komm bitte, Luk."

Purpurröte bedeckte das Gesicht der Gräfin, aber als sie den bittenden Blick ihres Sohnes auffing, beherrschte sie sich.

„Ich werde hier warten," sagte sie kühl. „Ich weiß, daß man gegen mich und Luk hier im Schlosse Intrigen gesponnen hat, um Luk um das ihm zustehende Erbteil zu bringen, ich werde aber diese Fäden zerreißen."

Die beiden jungen Leute stiegen indes die Treppe empor.

Als Gisela vorsichtig die Tür öffnete, kam ihr der Arzt entgegen.

„Es ist die höchste Zeit, flüsterte er.

Sie traten gemeinsam an das Bett. Der Kranke war jetzt wesentlich unruhiger geworden. Er warf den Kopf auf den Kissen hin und her, während sich die Lippen rastlos bewegten. Nach geraumer Zeit schlug er die Augen auf und ein Freudenschimmer verklärte das hagere Gesicht, als er den jungen Mann erkannte.

„Luk," sagte er leise und es war, als ob die schon verlöschende Lebensflamme noch einmal zu alter Stärke erwachte, „Luk! Das ist gut!"

Er nahm die Hand des jungen Mannes und hielt sie krampfhaft fest. Mit Anstrengung winkte er mit der andern dem jungen Mädchen. Auch ihre Hand ergriff er.

Es hatte den Anschein, als sammele er Kräfte, um nun einige Worte zu sprechen, aber seine Bemühungen waren vergeblich.

Er konnte nur mit einem wehen Seufzer „So!" hauchen.

Ein letzter Händedruck, und das Leben, das mit aller Energie in dem morschen Leibe zurückgehalten war, war entflohen. — —

Mit einem Aufschrei warf sich Gisela über die Leiche. Luk aber drückte dem Toten die Augen zu, küßte ihn auf die erkaltende Stirne und flüsterte:

„Ich habe dich verstanden!"

In dem weiten Raume herrschte eine Weile dumpfes Schweigen. Nur ab und zu drang vom Totenbett her ein unterdrücktes Schluchzen durch die Stille.

Plötzlich wurde die Tür stürmisch aufgerissen und herein rauschte die Gräfin Hohenegg.

Mit überlautem Klagegeschrei trat sie zu dem Toten, seine Hand erfassend. Da endlich erwachte Gisela aus ihrer Erstarrung. Mordlustig standen die beiden Frauen sich einen Augenblick gegenüber; dann hatte sich das junge Mädchen gefaßt.

„Frau Gräfin," sagte sie, „mein Vater hat

*) Unberechtigter Nachdruck wird verfolgt.